



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lust und Leid eines Afrikamissionars.



Der neue Bischof von Umtata inmitten seiner Missionare
 Photo: Mariannhiller Mission

Freude an dem großen Ereignis fand auch noch in mehreren außerkirchlichen Feiern zu Ehren des neugeweihten Bischofs ihren Ausdruck.

Daß das Fest der Bischofsweihe in Mariannhill auf alle Teilnehmer einen tiefen Eindruck machte und in würdigster Weise gefeiert wurde, ist ersichtlich aus einem Ausspruch des greisen Bischofs MacSherry von Port Elizabeth, der in einer Rede in Mariannhill unter anderem sagte: „Ich habe schon vielen Bischofsweihe beigewohnt, aber keine war so würdig und prächtig wie die heutige.“

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Von P. Majara C.M.M.

(Fortsetzung)

Friede, Freude, Freiheit

Es ist doch merkwürdig. Wird ein Missionar aus Afrika nach Europa veretzt, so beschleicht allmählich ein solches Heimweh nach dem Süden seine Seele, daß er am liebsten mit dem nächsten Dampfer wieder umkehren möchte. Worin liegt nun der Zauber, den die Mission auf den Missionar ausübt trotz aller Opfer? Es ist die Atmosphäre des Friedens, der Freude und der Freiheit, die den Missionar dort umgibt.

Da Friede, Freude, Freiheit, diese drei freundlichen Sterne leuchteten auch am Himmel meines jungen Missionslebens.

Die bunten Bilder der langen Reise, der erste Blick in Land und Leben der schwarzen Leute, alle diese aufregenden Sensationen verebbten langsam. Es wurde immer stiller in mir und um mich. Ein tiefer Friede wob seine blauen Schleier um meine einsame Hütte.

Ich war der einzige weiße Mann auf der Missionsstation. Kein Bruder neben mir. Nur fünf Schwestern gingen täglich treu und gewissenhaft den stillen Weg ihrer Pflicht. Es waren hochbetagte, vielverdiente Veteraninnen der Mission. Schwester Edmunda schwang den Kochlöffel am Herd, Schwester Pudentiana wartete die Gemüse und Kräuter im Garten, Schwester Huberta lehrte die Kinder in der Schule, Schwester Urbana saß jeden Morgen wie ein Feldherr auf ihrem Schimmel und befehligte das kleine Heer der Arbeiter, ritt auf der Farm umher und überwachte die Arbeiten in Hof und Feld, und Schwester Sebastiana, die Oberin der Station, sorgte für blendend weiße Wäsche in der Sakristei, war eine Mutter den Kranken und Krüppeln und pflegte die Blumen um den Tabernakel des Herrn. Kein Zank, kein Streit, keine aufregende Tagespresse, nicht Haß noch Heße störten unseren Frieden. Keine Wetterwolken drohten am Himmel, aber eine freundliche Sonne lachte Tag für Tag hernieder aus unermesslicher Bläue und verklärte unser schlichtes Leben der Arbeit und des Gebetes.

Die Tagesordnung war rein klösterlich. Um 4.30 Uhr weckte uns das Läuten der Glocke aus dem Schlummer. Um 4.45 Uhr fanden wir uns ein in der Kapelle zum Morgengebet. Die erste halbe Stunde des Tages versenkten wir unseren Geist in die ewigen Wahrheiten Gottes in der Betrachtung und schöpften daraus Licht und Kraft und Seligkeit. Um 5.20 Uhr kamen auch die Kinder in die Kirche und die hl. Messe begann. Während der Priester am Altare die hl. Zeremonien vollzog, sang und betete die schwarze Jugend in den wohlklingenden Lauten der Zulusprache.

Nach der hl. Messe bekam jedes Kind einen großen Schöpflöffel Maisbrei in sein Schüsselchen, daß es nur so pfutschte. Dazu ein derbes Stück Brot.

7.30 Uhr. Die Kinder gehen in die Schule. In das helle Lachen der Mädchen mischt sich das lärmende Töhlen und Schreien der Buben. Bald hört man die englischen Laute durch die offenen Fenster von kräftigen Kinderstimmen geübt.

10 Uhr Pause. Wie eine losgelassene Meute stürzen die wilden Rangens auf den Fußball. Arme schwingen, Beine fliegen, Augen glühen, Rufe gellen. Sittsam dagegen tanzen die Mädchen singend ihre Reigen.

Mittags dampfen die Schüsseln von Maisbrei oder Bohnen oder Erbsen. Hei, wie die Löffel klirren und die Mäuler pampfen!

1 Uhr. Die Glocke ruft die Kinder und Arbeiter in Feld und Garten. Die Erziehung zur Arbeit ist ja nach der religiösen Unterweisung die wesentlichste Missionsarbeit. Der Adel und Segen der Arbeit muß den Eingeborenen erst zum Bewußtsein kommen durch eigenes Schaffen. Wie schmeckt da die Abendsuppe noch einmal so gut nach frohem, wenn auch ermüdendem Tagewerk.

Nach dem Abendgebet breiten die Kinder unter strengem Stillschweigen in ihren Lehmhütten die Strohmatte und Schlafdecken am Boden aus. Am nächtlichen Himmel aber wacht das „Kreuz des Südens“ und die Sterne ziehen ihren ewigen Reigen.

Mein Tagewerk ist anfangs freilich ermüdend einfach. Da heißt es eben lernen, lernen und wieder lernen. Ich sitze auf einer Bank vor meiner Hütte, die Grammatik der Zulusprache auf dem Schoß. Bis zur Bewußtlosigkeit werden da die Schnalzlaute geübt. Wie im Traum verfolge ich dabei das einfache, aber rege Leben und Treiben auf der Station. Der

Friede und die Freiheit zaubern auf die Gesichter ein frohes Lächeln und eine helle Lebensfreude schimmert in den glänzenden Augen.

Da ich die Eingeborenen noch nicht beizuhören konnte, kam alle vier Wochen ein Nachbarmissionar, um die staubigen Seelen abzuwaschen. Hier und da verlor sich auch ein Engländer auf unsere weitverlorene „Insel der Seligen.“ Da kam ich immer schwer in Verlegenheit. Als Student hatte ich am Gymnasium wohl französisch gelernt, aber nicht englisch. Nun mußte ich aber alle Zeit auf das Studium der Zulusprache verwenden. Nur die notwendigsten englischen Begrüßungsformeln wußte ich.

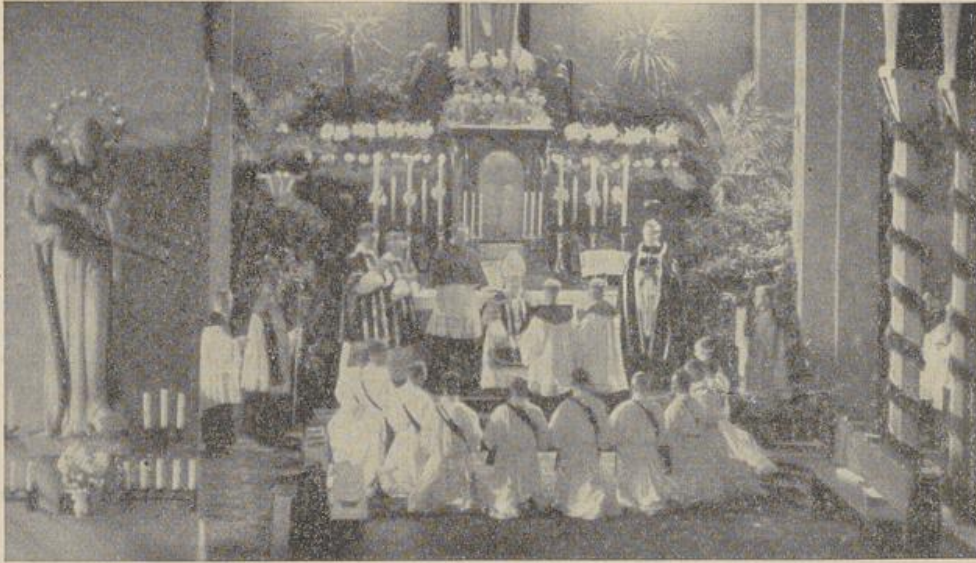
Da verirrte sich denn auch einmal ein englischer Polizist, der beim Häuptling zu tun gehabt hatte, auf unsere Station. Er überfiel mich mit einem Schwall von Worten und ich hörte zu wie ein Schaf, das eine lateinische Predigt hört. Wenn er etwas fragte, sagte ich einfach: „Yes, Sir“, Ja, mein Herr! Ich dachte, es wird schon stimmen. Aber wie es schien, stimmte es oft nicht. Er merkte, daß ich im Englischen noch auf der ersten Schulbank saß und wollte mir zu Hilfe kommen. „Father“, sagte er, „ich war im Kriege in Deutsch-Ostafrika und habe dabei deutsch gelernt, wir können also deutsch sprechen „Gut“, erwiderte ich aufatmend. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Der Engländer fragte mich wieder etwas. Ich antwortete darauf: „Das weiß ich nicht.“ „So, das tußt du nicht w e i ß e n“,

meinte er stolz auf seine Sprachkenntnisse. „Nein, das tu ich nicht w e i ß e n“, echote ich schmunzelnd. Ich forrigierte ihn höflich und wir fanden, daß es für ihn ebenso schwer war deutsch zu sprechen, wie für mich englisch. So brauchte sich keiner vor dem andern zu schämen.

Ein andermal besuchte uns ein englischer Schulinspektor. Es waren mehrere englisch sprechende Patres zugegen. Man plauderte englisch. Der Schulinspektor war ein richtiger Gentleman, vornehm und höflich. Nach dem Mahle fragte er: „Kann die Sr. Oberin englisch?“ Wir meinten: „Sie ist nicht gewohnt, englisch zu sprechen.“ „Gut“, sagte er, „ich werde mich bei ihr auf deutsch bedanken.“ Nach einiger Zeit kam die Sr. Oberin herein. Der Engländer erhob sich, reichte ihr freundlich die Hand



Mariannhiller Weibekandidaten
erwarten vor ihrer Seminarikirche den Bischof
Photo: P. Siroh, Würzburg



Priesterweihe: Mariannahiller Missionare in ihrer Seminarikirche
 durch Se. Excellenz Bischof Dr. Ehrenfried von Würzburg
 Photo: F. Siroh, Würzburg

und sagte salbungsvoll mit einer tiefen Verbeugung: „Er, Oberin, ich danke ihnen sehr, ich habe vorzüglich gefressen.“ Wir bissen uns auf die Zähne um nicht loszuplagen. Der gute Herr hatte in seinem Wörterbuch für das englische Wort „eat“ die zwei deutschen Wörter „Essen“ und „Fressen“ gefunden, aber leider in seiner feierlichen Ansprache das falsche erwischt.

Aber freilich, vielmehr blamieren wir Deutsche uns den Engländern gegenüber, besonders wenn wir eben frisch aus der Heimat kommen. Eines Tages sollte ein Bruder von Pinetown, dem nächsten Bahnhof für Mariannahill, nach Zululand reisen. Er mußte dazu etwa zwei Tage im Zuge zubringen. Das wäre nun nicht schlimm gewesen, aber schlimm war, daß er noch nicht englisch konnte. Er war ja eben erst von Europa gekommen. Wir lösten ihm die Fahrkarte, setzten ihn in ein Abteil und unterrichteten den Zugführer, daß dieser Fahrgast nicht englisch könne. Im übrigen gaben wir ihm den guten Rat: „Wenn Sie jemand etwas fragt, dann sagen Sie einfach: „No, Sir! d. h. nein, mein Herr. In den meisten Fällen wird das stimmen.“ Ja in den meisten Fällen schon, aber nicht in allen und gerade nicht in den wichtigsten. Das sollte sich bald zeigen.

Der Zug pffiff. Die Räder zogen an, der Bruder winkte noch lachend durchs Fenster, die Schienen bogen um die Ecke. Fort war er, unser junger Apostel. Seelenvergnügt guckte er durch die verrußten Scheiben und sah die Landschaft draußen vorüberfliegen: die Hügel mit den Raffenhütten, die weite Steppe mit dem Vieh und den nackten schwarzen Hütjungen, die wilden Bananen- und Palmstauden, hie und da ein einsames Farmerhaus, bratend in der afrikanischen Sonne. Meile um Meile fraß der rauchende, pfauchende, stampfende Drache.

Von Zeit zu Zeit kam wieder eine andere Abwechslung. Ein Junge ging den Korridor im Zug entlang und rief in jedes Abteil: „newspapers, please, Zeitungen, bitte.“ „No, Sir!“, nein, mein Herr, sagte der Bruder und lächelte freundlich. Der Junge ging wieder. Diesmal hatte es also

gestimmt. Minuten verrannen, ein anderer kam: „Orangen, bitte?“ „No, Sir“, meinte unser Weltbummler und schmunzelte gönnerhaft. Ein neuer Angriff auf den Geldbeutel war siegreich abgewehrt. Aber es kamen noch andere: „Frühstück, bitte!!!“, „Süßigkeiten, bitte“, „Zigaretten, bitte“ usw. Das „No, Sir!“ wirkte Wunder. Geschlagen mußten sich die Feinde zurückziehen, einer nach dem andern. Triumphierend, wie ein siegreicher Feldherr, sonnte sich unser Bruder feudal in seinen Lederpolstern wie ein amerikanischer Millionär, Beine übereinandergeschlagen, den Daumen im Westenausschnitt wie ein Petroleumkönig.

„Maritzburg!“ schwirrten die Stimmen der Reisenden durcheinander. Mit lautem Getöse fuhr der Zug ein in die Bahnhofshalle der großen, afrikanischen Stadt. Die Maschine wurde hier gewechselt, leider auch der Zugführer. ~~Domestic~~, das könnte aber fatal werden! Eine halbe Stunde Aufenthalt. Leute steigen aus, neue steigen ein. Draußen auf dem Bahnsteig steigt der berühmte Kochlöffel hoch und schon wieder geht es hinaus aus dem Häusermeer der Stadt in die öde Landschaft der afrikanischen Steppe. Jetzt kommt aber das Unglück.

Der neue Schaffner betritt den Wagen. Beine und Hals im Flamingo-Stil. „Morning, ladies and gentlemen!“ Morgen, meine Damen und Herrn, grüßt er höflich nach allen Seiten, „die Fahrkarten bitte.“ Der Bruder wird rot. Was mag der lange Engländer wohl meinen? Der unheimliche Gast kommt näher und näher. Der Bruder fängt an zu schwitzen. Der Beamte kommt zum Bruder. „Tiket, please!“ Fahrkarte, bitte. Der überraschte Fahrgast fährt zusammen. Die Posaunen des Gerichtes? Gott sei dank, noch nicht. „Tiket, please“ wiederholt der Engländer etwas steifer. Nun setzt sich aber unser Bruder in Positur und antwortet in glänzendem Englisch: „No, Sir!“ Der Beamte ist verduzt. Es entspinnt sich ein harter Zweikampf. „Haben Sie keine Fahrkarte?“ „No, Sir!“ „Woher kommen Sie denn?“ „No, Sir.“ „Wo fahren Sie denn hin?“ „No, Sir.“ „Aber Sie werden doch irgendwohin fahren wollen?“ „No, Sir.“ „Welche Sprache sprechen Sie denn?“ „No, Sir.“ „Sprechen Sie überhaupt eine Sprache?“ „No, Sir.“

Eine Lachbombe pläzt. Ein deutscher Farmer war auch in Maritzburg eingestiegen. Er wußte natürlich nicht, daß ein Landsmann mit ihm im Zuge saß, aber der zwerchfellerschütternde Disput hatte ihn aufgeklärt. Als er seine Tränen getrocknet hatte und wieder Luft bekam klärte er das Mißverständnis auf, wurde seinem Landsmann ein lieber Gesellschafter und geleitete ihn sicher ans Ziel.

Wie oft mag es uns Missionaren ebenso ergangen sein. Aber der Engländer ist viel zu vornehm, als daß er einen auslachen würde. Friede, Freude, Freiheit in der Mission auch im Verkehr mit den Weißen. Freilich diese Sprachschwierigkeiten werden jeden Tag geringer. Wenn man diese fremden Laute täglich um sich schwirren hört, und die ganze Geschäfts-Korrespondenz englisch geführt werden muß, sind diese Schwierigkeiten bei einigem Fleiß bald überwunden. Also die fremden Sprachen brauchen keinen schrecken, der Missionar werden will. Nur muß er die Demut haben anfangs die Blamagen einzustecken.

Ich belehrte einmal einen jungen Missionar über diesen Punkt und meinte: „Man muß so demütig werden, daß man nicht mehr rot wird vor Scham, wenn man sich blamiert in der Sprache.“ „Aber das grenzt dann schon an Underschämtheit“, grollte der.



Rosentranzandacht

Es gab wohl manchmal Mißverständnisse durch diese Sprachverwirrung, aber auch viel Anlaß zur Heiterkeit. Es störte nicht den Frieden, förderte aber oft die Fröhlichkeit. Je mehr die Sprachkenntnisse wuchsen, desto freier und heimischer fühlte man sich in diesem fremden Lande. So wuchs allmählich um den Missionar eine Atmosphäre des Friedens, der Freude und der Freiheit, der Zauber des Missionslebens. (Fortf. folgt)



Ein Kind Gottes, das des eigenen Friedens froh werden will, wird sich nimmer die Ohren zuhalten, damit es nicht die Hilferufe der armen Heiden hören und helfen müsse. Möchte der Heiland doch keine Seele finden, die durch unsere Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit den ewigen Frieden nicht finden konnte!